Vier Noten für ein Halleluja

Nick Cave, Guru der musikalischen Avantgarde, predigte in der Columbiahalle

VON IVO MAILAND

Nick Cave spielt in Berlin. Da bedarf es keiner langen Vorrede, sondern nur eines einzigen Wortes: Amen.

Cave beginnt sein Konzert in der Columbiahalle mit der aktuellen Single „As I lay sadly by your side". Der dünne Mann – schwarzer Anzug, schwarzer Schlips, schwarze Schuhe, schwarze Tolle – hebt grüßend den Arm und nimmt sofort die Pose ein, die er das ganze Konzert über beibehalten wird: die des Predigers, der seinen Jüngern die Botschaft per Note einhämmert.

Kultstar: Nick Cave in der Columbiahalle. FOTO: POP EYE

Das passiert bei Cave natürlich nicht stocksteif von der Kanzel. Der Australier, der seiner alten Berliner Wahlheimat leider kein Wort des Erkennens gönnt, ruckt und zuckt seinen mageren Körper von der ersten Sekunde an wie besessen herum, schiebt die Fußspitze immer wieder über den Bühnenrand und sticht seinen langen bleichen Zeigefinger fordernd in die Menge. Damit könnte Cave selbst die beinhartesten Atheisten zum Evangelium bekehren. Halleluja!

Mit Sühne, Tod und Teufel sowie einer konsequent misanthropischen Grundstimmung hatte es Nick Cave in den Achtzigern in Avantgarde-Kreisen zur Kultfigur gebracht. Für Wim Wenders schrieb er Filmsongs. Mit Blixa Bargeld arbeitete er am Drehbuch zu dem Film „Hölle ohne Helden".

Doch der himmlische Heilsbringer ist reichlich mit irdischen Lastern gesegnet. Schon beim fünften Song steckt Cave sich die erste Kippe an. „Red right hand" wird aber nicht dadurch phänomenal, sondern weil hier die Bad Seeds zu Höchstform aufläuft: zwei manische Schlagzeuge, zwei zehrende Gitarren, ein beklommenes Piano, ein düsterer Bass und eine klagende Violine – und darüber erhebt sich Caves alles durchdringende Stimme.

Diese Stimme, die man schon tausendmal gehört hat und unter tausenden anderen wiedererkennen würde, ist auch live von staunenswerter Festigkeit. Nur bei „God is in the house", das Cave schon auf der Platte in gefährliche Höhen zwingt, bricht sie ihm zweimal weg. Cave grinst kopfschüttelnd und nimmt einen Zug von der Zigarette.

Zwischen die leisen, intimen Stücke der beiden letzten Platten, mit denen man sich Cave auch gut in der Philharmonie vorstellen könnte, setzt der Sänger die stämmigeren Nummern der Vorgängeralben: „Do you love me", „Henry" und – als vorletzten Song im Hauptteil – „The mercy seat" in einer furiosen Brachialversion.

So simpel die Laut-leise-Dramaturgie des Abends gestrickt ist, so stimmig ist sie: Cave schickt seine Fans in ein wohlkalkuliertes Wechselbad der Gefühle, bringt sie fünf Minuten lang zum Toben, schmilzt fünf Minuten lang ihre Herzen und entlässt sie – nach neunzigminütiger Wiederholung der Prozedur – gerichtet und geläutert in die Nacht.